



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Sybil Volks

*Die
Glücksreisenden*

Roman

dtv

Von Sybil Volks
sind bei dtv außerdem erschienen:
Torstraße 1 (21516)
Wintergäste (26080, 21699)



Originalausgabe 2018
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von
Arcangel Images und plainpicture
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Minion Pro 10,75/14,25' und der Zapfino
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26203-3

Für Hannah und Margret

Und für Anne,
den hellsten Stern an meinem Himmel

Die Mitspieler im Kosmos Boysen

Inge, Fixstern der Familie

Enno, der älteste Sohn

Kerrin, seine Frau

Inka, Adoptivtochter der beiden

Boy, der zweite Sohn

Gesa, die älteste Tochter

Jochen, ihr (Noch-)Ehemann

Marten und Kaija, Kinder von Gesa und Jochen

Matteo, Gesas Geliebter

Stella, Baby von Gesa und Matteo

Berit, die zweite Tochter

Johanna, Berits Liebste

Dr. Ilse Johansen, Inges Freundin

Ahab, einäugiger Kater

Fortune, Komet

I

Einer dieser anderen Tage

»Das Glück ist keine leichte Sache.
Es ist schwer, es in uns selbst,
es ist unmöglich, es anderswo zu finden.«
Nicolas Chamfort

Charlie Brown: »Eines Tages werden wir alle sterben.«
Snoopy: »Das stimmt, aber an allen anderen Tagen nicht.«

*H*eute ist einer dieser anderen Tage. Ein Tag, an dem sie alle leben. Ein Tag im Frühling, den sogar sie noch erlebt, Inge Boysen, bald achtzig Jahre alt, vor Kurzem für tot erklärt – aber nichts da. Hier steht sie, in Pantoffel – der zweite ging beim Durchqueren des Zimmers verloren – und Nachthemd am offenen Fenster, fröstelnd in den Windböen der Aprilnacht, und hört das Rauschen der See, die unsichtbar hinter dem grauen Deich liegt.

Ein Rauschen ist manchmal auch in ihrem Kopf, ein Zittern der Gedanken, eine Frequenz, die sie als Störsender auszuschalten versucht. So lange, bis sie schließlich, so glaubt Inge jedenfalls, die Botschaft verstanden hat: Dieses Jahr ist ein Geschenk. Eine milde Gabe, eine wilde Zugabe? Eine Extrarunde, ein Sahnehäubchen, ein Obendrauf, ein Bonus-track – ein nie zuvor gespielter Song, der das Live-Album »Inge Boysen« verlängert.

In diesem Augenblick hört sie es näher kommen, das rhythmische Schlagen der Flügel in der Luft, das Schnattern und Rufen, noch bevor sie die dunklen Silhouetten am Nachthimmel erblickt, scharf umrissen im Mondlicht. Inge lauscht der anschwellenden Vogelzugnachtmusik – zum letzten, zum vorletzten Mal, wer weiß? Die Ringel- und Weißwangengänse kehren aus den Winterquartieren zurück, werden sich Speckpolster anfuttern auf den fetten Inselwiesen, bevor sie weiterziehen in den Norden, um neue Gänschen auszubrüten wie jedes Jahr. Sie wissen es nicht, die Gänse und Gänschen, dass

in diesem Sommer Meteoriten auf Nordfriesland regnen werden, die vom Kometen »Fortune« stammen. Und zwar aller Voraussicht nach in den Tagen um ihren, Inges, Geburtstag herum. Ihren achtzigsten.

Noch steht es in den Sternen, wie viel Stein oder Staub von ihnen übrig ist, wenn die Himmelskörper auf die Erde treffen. Doch schon jetzt haben sie einige Gräben auf der Insel beziehungsweise zwischen den Bewohnern hinterlassen. Sogar in ihrer eigenen Familie. Die einen hoffen und glauben, der Meteoritenschwarm bringe Glück, die anderen ahnen und munkeln, dass er nichts als Unglück verheißen könne. Dritte wiederum heben wortlos den Zeigefinger an die Stirn, wenn die Sprache auf »das Ereignis« kommt, und kehren zum heißen Tee oder kühlen Bier zurück.

Ihr für gewöhnlich schweigsamer Bürgermeister und Postbote beendet jede Ansprache, die sein Amt ihm abverlangt, neuerdings in Anlehnung an den römischen Staatsmann Cato mit den Worten: »Im Übrigen bin ich der Meinung, dass dieser Komet ein Hirngespinnst ist.« Eine kleine, aber stimmungsgewaltige Fraktion jedoch *weiß*, dass riesige Brocken »Fortune« nirgends sonst als auf ihrem bescheidenen Eiland einschlagen werden, und ihre Wortführerin, die Königin der Kurverwaltung, wird nicht müde, mit tiefer gelegter Stimme daran zu gemahnen, dass »Fortune« keineswegs »Glück«, sondern »Schicksal« bedeutet. *Good fortune* oder *bad fortune*, das ist hier die Frage! Inges Frage jedoch, ob die Kurverwaltung über den Juli hinaus überhaupt noch Buchungen annehme, wurde von der Dame keiner Antwort gewürdigt.

Nein, Inge sieht in »Fortune« keinen Wink des Schicksals, sondern ein Zwinkern des Zufalls. Und vor dem Zufall hat Inge den allergrößten Respekt. Aber gewiss wird sie deshalb nicht das im Juli geplante Geburtstagsfest verlegen. Sicher-

heitshalber gleich in den Herbst! Manchmal beschleicht sie der Verdacht, dass Kerrin, abgesehen von ihrem Aberglauben, andere Gründe umtreiben, die Feier möglichst weit hinauszuschieben.

Inge streckt den Kopf aus dem Fenster und atmet die kühle, salzige Luft. Die Gänse ziehen hoch oben am Nachthimmel, ihrem Kompass folgend, nach Norden. Wenn es der Zufall partout wollen sollte, dass ausgerechnet am großen Doppelgeburtstagsfest zum achtzigsten und achtzehnten von Inge und Inka Boysen ein Stück »Fortune« in den Garten von Haus Tide kracht, wäre es wohl das Mindeste, dieses mit einem Glas Champagner in der Hand zu begrüßen!

Draußen, aus dem im Dunkeln liegenden Garten, erklingt ein Miauen. Mit einem Satz springt von hinten aus dem Zimmer Kater Ahab aufs Fensterbrett. Sein einziges Auge glüht grün, seine Ohren zucken. Lautlos setzt er im Gras auf, das feucht ist vom Abendtau, und fort ist er, auf der Jagd nach dem fremden Miauen, auf dem Sprung in die Frühlingsnacht.

»Viel Glück, mein Junge!«, ruft Inge ihm nach und hält die Nase in den Wind. Selbst ihre Menschennase kann sie riechen, die Verheißung, die jedes Jahr um diese Zeit in der Luft liegt. Noch in ihrer alten Brust erzeugt es ein Echo, das Flügelschlagen hoch oben am Himmel. Das aufgeregte Flattern des Anfangs.

Vielleicht sollte sie es dem Kater gleichtun und noch einmal da draußen ihr Glück suchen. Inge sieht sich selbst wie in einem Trickfilm, beim Sprung über die Fensterbank, mit achtzigjährigen, dünnen Beinen und einem Pantoffel. Besser vermutlich, sie sucht es altersweise drinnen im Warmen, das Glück – am allerbesten im eigenen Inneren, solange es dort noch lebendig und warm ist. Und das ist es noch, oder? Hand aufs Herz.

Aufgescheucht von solcherlei Fragen macht es einen Hüpfen in Inges Brust: Was fange ich an mit der Extrarunde, dem Obendrauf, dem Bonustrack? Schnell, viel zu schnell wird ihre Zeit um sein. Ihre Kinder wissen es nicht, die Ärzte wissen es nicht, aber sie weiß es. Sie weiß es, seit sie dem Tod am Ende des vergangenen Jahres von der Schneeschippe gesprungen ist. Ihr wurde kein neues Leben geschenkt. Ein neues Jahr, nicht mehr.

Inge schließt das Fenster, geht zum Sekretär, nimmt den braunen Umschlag heraus – »nach meinem Tod zu öffnen«. Der letzte Wille, noch immer ungeschrieben. Vergeblich sucht sie nach der erlösenden Erkenntnis: Wie kann sie dieses Haus über ihren Tod hinaus für die Kinder und Enkelkinder bewahren? Es vor dem Verkauf retten, nachdem es Hunderte von Jahren weitergegeben wurde in der Familie. Eines dieser heute hoch im Kurs stehenden alten Friesenhäuser, für das die Käufer Unsummen hinblättern, die kein Erbe den weichenenden Geschwistern zahlen kann. Für sie einfach ihr Haus Tide.

Ihr Haus Tide mit den Segelschifffliesen, dem Bilegger, den Wandbetten, in denen schon viele ihrer Vorfahren zur Welt kamen oder von ihr gingen. Unter Inges Wandbett, auf das sie sich jetzt setzt, stößt ihr nackter Fuß an etwas Weiches. Da ist er ja, der einzelgängerische Pantoffel, hockt unter dem Bett und sagt nichts.

Sie knipst die Nachttischlampe an, erblickt ihr Gesicht im Spiegel gegenüber – ein weißer Haarschopf, hellblaue Augen, ganz wie es sein soll. Nicht wie an jenem 28. Dezember des vergangenen Jahres, als sie im Spiegel schwarz gesehen hat. Das Tuch, das ihn bedeckte, wie man seit jeher die Spiegel in den Räumen der Toten verhüllt, hatte ihr unmissverständlich verkündet: Du bist tot. Und sie war darauf hereingefallen. Inges Mundwinkel zucken, ein Grinsen macht sich breit. Es

war eine aufregende, turbulente Zeit, die auf ihren Tod folgte. Wenn es post mortem so in Wirklichkeit wäre ... Na, da ließe sich drüber reden. Doch es war alles nur ein Missverständnis.

Ihre Schwiegertochter Kerrin hatte das Tuch eigenhändig über den Spiegel gehängt, sie voreilig für tot erklärt und Kinder und Kindeskinde herbeizitiert. Und alle waren sie gekommen. Alle bis auf Boy, der am anderen Ende der Welt zur See fuhr. Sogar Gesa war gekommen, mit ihrem dicken Bauch und ihrem Ehemann, der für den dicken Bauch nicht verantwortlich war und das wusste. Tja, und dann kamen sie nicht wieder weg. Autos sprangen nicht an, jedes Quartier auf der Insel war ausgebucht, und schließlich schneite und stürmte es, wie es seit Ewigkeiten nicht geschneit und gestürmt hatte. Für den Schneesturm zumindest – Inge hebt mit Blick auf ihr Spiegelbild zwei Finger zum Schwur – zeichnet sie nicht verantwortlich. Wer auch immer der Übeltäter war, er hatte ganze Arbeit geleistet. Der Wind knickte Äste im Garten, schleuderte Vögel wie Federbälle durch die Luft, klatschte die Gischt der tobenden See an die Fensterscheiben. Der Schnee türmte sich zu hohen Wänden ums Haus, das Eis ließ Stromleitungen reißen und Funkmasten brechen. Da saßen sie also: eingesperrt miteinander, ohne Strom, ohne Netz. Waren endlich beisammen in jenen aus der Zeit gefallen Tagen. Doch das Problem mit Haus und Erbe hatten sie nicht gelöst.

In der Küche tätschelt Inge den Bilegger, ihren alten Beileger-Ofen, der durch die Küchenwand als gusseiserner schwarzer Kasten in die Wohnstube ragt und diese mitheizt. Auch jetzt im April wird er noch befeuert, die Tage können kühl und die Nächte kalt sein. In den Schneesturmtagen hat er sie vor dem Erfrieren bewahrt. Für einen Augenblick blitzt das Bild vor ihr auf: Familie Boysen in dieser Küche bei flackerndem Kerzenschein, sich aneinander festhaltend, einan-

der ausweichend, auf und ab wandernd, während nebenan in der Stube Gesa mit Kerrins Hilfe das voreilige Kind zur Welt brachte. Mit der Rückkehr von Strom und Licht, dem Urknall des neuen Jahres, war in der Neujahrsnacht Stella kometen- gleich in ihre Familie gestürzt.

Ohne Licht zu machen, holt Inge mit einem Griff die Kanne und ihre Lieblingstasse aus dem Schrank und setzt Teewasser auf. Wie wird sich Gesa entscheiden? Für das alte oder das neue Leben, den mittelalten oder den jungen Mann? Wann kommt Boy endlich aus Chile zurück – und was zum Teufel treibt er dort die ganze Zeit? Wird Berit, trotz aller Widrigkeiten, ihr Buch schreiben? Und wird sie selbst es noch lesen können? Wie ergeht es Enno, allein auf seiner Reise um die Welt, nachdem auch er, so scheint es, noch einmal knapp dem Sterben entronnen ist. Und wie wird Inka es verkraften, wenn sie an ihrem achtzehnten Geburtstag die Wahrheit über ihre Herkunft erfährt?

Der Teekessel pfeift, Inge schüttet kochendes Wasser in die Kanne. Ein Schwall geht daneben. Ihre Hände zittern, wie sie es manchmal tun, seit sie letztes Jahr tot war. Vorübergehend zumindest, zur Probe. Beim Aufwischen des vergossenen Wassers verbrennt sie sich die Finger. Auf einmal kommt es ihr nicht mehr vor wie ein Sahnehäubchen, das geschenkte Jahr, eher wie ein Berg aus Schutt und Geröll, den sie auf allen vieren hochkriechen, wieder hinabrutschen und niemals überwinden wird. Ein Berg aus Fragen und Aufgaben, für die sie nach wie vor keine Lösung hat.

Der Kandis in ihrer Tasse knackt, als sie den Tee darauf gießt. Und während Inge zusieht, wie sich der harte Zucker in der heißen Flüssigkeit auflöst, kommt es ihr in den Sinn, dass das Leben am Ende keine Rechenaufgabe ist, nicht wahr? Keine Gleichung, die eine Null ergeben muss oder so was.

Zurück in ihrem Zimmer, hört Inge ein Wimmern von oben durch die Decke, Schreien und kurz darauf tapsende Schritte. Sie sieht Gesa vor sich, ihre Tochter, die barfuß aus dem Bett steigt, schlaftrunken ihr Baby aus dem Bettchen hebt und es an die Brust legt. Gut, sie hier zu haben, Gesa und Stella. Es ist wie ein Versprechen, dass das Leben weitergeht in Haus Tide.

Inge blickt Richtung Spiegel, für den Bruchteil einer Sekunde sieht sie ihn leer. Dann erscheint wieder das Gesicht einer alten Frau, das wohl ihres sein muss, was sie zuweilen noch immer erstaunt. Das bin ich!, hat in einem aufblitzenden Augenblick zum ersten Mal das Kind in dem spiegelverkehrten Abbild erkannt. Das bin ich!, hat sich später das Mädchen mit geflochtenen Zöpfen versichert. Auch das Gesicht der jungen Frau mit dem aufgemalten Schönheitsfleck und das der mittelalten mit ersten Fältchen um die Augen waren ihr seinerzeit im Spiegelbild als »ich« erschienen. Und nun das. Eine alte Frau mit Knitterfalten und schmal gewordenen Lippen. Zur Sicherheit zieht Inge eine Grimasse. Genau wie die Alte im Spiegel.

»Es ist einfach so«, sagt Inge der alten Dame ihr gegenüber, laut und langsam, damit die es auch kapiert, »es wird ohne dich weitergehen. Also, vergiss den blöden Berg, denk ans Sahnehäubchen.«

Da fällt ihr ein: Irgendwo hinten im Kühlschrank steht ein letzter Rest Himbeersirup vom Sommer, den sie mit Wasser mischen wird, und irgendwo unten in der Nachttischschublade wartet der allerletzte Schokodrops, den sie sich vom Mund abgespart hat, womit jetzt Schluss ist. Auf dem Nachttisch liegt ein Stapel Papier, von dem sie das oberste Blatt zur Hand nimmt, um die ersten Sätze noch einmal zu lesen.

»All das Kommen und Gehen in unserer Familie«, hat Be-

rit geschrieben, »begann mit einem angekündigten Tod und einem unangekündigten Sturm. Mond und Flut, Schnee und Sturm, Brüder und Schwestern, Geliebte und ungeborene Kinder trafen ohne Vorwarnung aufeinander.«

Noch einmal geht Inge zum Fenster, auf wackligen Beinen, doch diesmal mit beiden Pantoffeln, und öffnet es. Heute kein Schneesturm in Sicht, nur eine frische Frühlingsbrise, die das Branden der See bis ins Haus trägt. Wenigstens die See war immer da und wird bleiben, denkt man, doch selbst Insel und Meer verharren nicht an ihrem Platz. Noch vor wenigen Jahrhunderten ist dort, wo jetzt die Wellen rauschen, Land gewesen; nicht weit hinter dem Deich, auf dem jetzigen Meeresboden, lag eine Wiese, darauf die untergegangene Westerwarft. Und in ein, zwei Jahrhunderten, vielleicht schon viel früher, wird man hier, genau über ihrer Stube, reichlich Wasser unterm Kiel haben und sich von einem anderen, fernen Ufer an das untergegangene Haus Tide erinnern. Oder auch nicht.

Draußen im Garten maunzt Ahab, alleine, nicht im Duett. Tja, schlechte Karten bei den Katzen, armer schwarzer Kater. Und dennoch wird er, einäugig hin oder her, nicht aufhören, dem Glück hinterherzujagen und dem Schicksal auf die Sprünge zu helfen. Genau wie sie, Inge Boysen, bald achtzig Jahre alt, vor Kurzem für tot erklärt, aber nichts da. Ein neues Jahr wurde ihr geschenkt, nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Inge lehnt sich weit aus dem Fenster. Von ihr aus kann »Fortune« kommen. Der Wind rauscht durch die hellgrünen Blätter wie ein nie zuvor gespielter Song. Die Geschichte hat eben begonnen.



Was für ein Tag! Sonne und Regen und wieder Sonne, dicke Wolken, die aufreißen, weggeblasen werden, ein makellooses Blau freigeben, das sich über dem Tag aufspannt. Ein überirdisches Blau, das die ganze Zeit da ist, über der Erde, über den Wolken, man muss nur daran glauben und kann es oft nicht. Gesa läuft auf dem Weg hinter dem Deich bis zur Sandbucht, nimmt Tempo auf, allmählich kommt sie wieder in Form. Das hat sie vermisst mit dem dicken Bauch, das Laufen, die Leichtigkeit, den Fahrtwind im Leben. Ihr Haarband ging unterwegs verloren, die Haare flattern, Wind gibt's hier oben mehr als genug, und jetzt kommt das Schönste. Die letzten Meter hoch auf die Deichkuppe, nun wieder wie früher im Laufschrift, und da liegt sie vor ihr, glitzernd in der Aprilsonne, die graue Nordsee.

Ein paar Minuten später – Gesa steht in der Sandbucht, in den Anblick des Meeres versunken – sind aus dem Nichts schwarze Wolken aufgezogen. Dicke Tropfen prasseln auf den Sand und färben ihn dunkel. Zum Unterstellen gibt es hier nichts. Einen Augenblick später liegen die Kleider im Sand, Gesa läuft nackt ins Wasser. Eine Sekunde bleibt ihr Herz stehen, das Blut stockt in den Adern, Beine und Füße schmerzen, sie schwimmt mit kräftigen Zügen hinaus. Sie hat anderen als Rettungsschwimmerin oft erklärt, man soll sich erst abkühlen, aber bei ihr funktioniert das nicht. Entweder mit einem Sprung ins kalte Wasser oder gar nicht. Na ja, sie hat auch als Frauenärztin anderen Frauen oft erklärt, wie man verhütet.

Nach einer Weile tut's nicht mehr weh. Das Herz pumpt Wärme durch die Adern, Arme und Beine bahnen einen Weg durch die Wellen. Nun hat sie es also getan, früher als geplant: anbaden. Das Wasser ist noch viel zu kalt, um länger zu schwimmen. Doch es ist so ein verdammt gutes Gefühl, dass ihr Körper jetzt und hier nur ihr gehört, kein Baby im Bauch,

kein Kind auf dem Arm. Sie krault, Gesicht unter Wasser, Zugphase, Druckphase, Beinschlag, ein gleichmäßiger, kraftvoller Rhythmus. Dazu in ihrem Kopf ein zauberischer Gesang: »When I saw you first, the time was half past three. When your eyes met mine, it was eternity.«

Ein kurzes Auftauchen, Atemholen, Gesa schaut zurück, sie ist ein ganzes Stück abgedriftet von der Sandbucht, hat sich weit hinausgewagt. Hören und sehen würde sie hier niemand, wenn ... nicht daran denken. Kaum hat sie daran gedacht, fährt ein jäher Schmerz in die Wade, der Muskel wird hart und versteift sich. Ihr Herz hämmert gegen die Rippen. Gesa dreht sich auf den Rücken, streckt das Bein durch, zieht die Zehen nach oben. Der in der Wade zusammengeballte Schmerz explodiert und flutet den Körper. Sie beugt das Bein, streckt es, beugt es, streckt es. Der Krampf löst sich. Ruhig atmen und ruhig zurückschwimmen. Atmen, schwimmen, nicht an Untergang denken. Mit einem Mal hört sie klar und deutlich Jochens Stimme: »Komm zurück, Gesa. Du schaffst es. Komm zurück!«

Zitternd trocknet sich Gesa mit ihrem Sweatshirt ab, zieht die Windjacke über und steigt in die nass geregnete Jeans. Die Jacke klebt auf der nackten Haut. Mensch, Gesa, sagt sie sich, du solltest allmählich Vernunft annehmen. Zu Hause wartet ein Säugling auf dich. Und in Hamburg zwei weitere Kinder. Und ein Ehemann. Und ein Geliebter. Und überhaupt. Dann sprintet sie los. Sie hat Rückenwind. Ihre Füße fliegen über den Weg hinter dem Deich, als hätte sie eine Ladung Superbenzin getankt. Heute Abend ist er hier! Und sie hat angebadet! Der Frühling kann kommen! Beim Laufen wird Gesa wieder warm, ein angenehmes Prickeln unter der Haut strahlt bis in die Zehen und Fingerspitzen. Ein bisschen leichtsinnig mag es gewesen sein, aber schön war es doch.

»Gesa!« Kerrin lässt beinahe den Wäschekorb fallen, als sie tiefend an ihr vorbeistürmt. Aber für die Schwägerin hat Gesa jetzt keine Zeit. Gerade so viel, um die schmutzigen Schuhe in der Diele auszuziehen, sonst macht Kerrin sie einen Kopf kürzer. Dann läuft Gesa zum Kinderwagen, der in der Stube steht, zuverlässig in Kerrins Hörweite, da muss sie sich keinerlei Sorgen machen. Trotzdem ist sie jedes Mal froh, die kleine Stella heil und vollständig vorzufinden, vom schwarzen Schopf bis zu sämtlichen Zehen. Das gehört, ebenso wie das Laufen, zu ihrem Post-Schwangerschafts-Trainingsprogramm: Stella in Kerrins oder Inges Obhut alleinzulassen, fünfzehn Minuten, eine halbe Stunde, und dann festzustellen, dass es bei ihrer Rückkehr noch da ist, das Kind, meistens friedlich und munter. Gesa muss sich zurückhalten, das schlafende Baby nicht aus dem Bettchen zu reißen, begnügt sich damit, die Decke zurückzuschlagen – alles noch dran –, es aus nächster Nähe zu betrachten und seinen Duft einzusaugen.

Heiß geduscht und im geblühten Frotteebademantel, der noch aus ihren Jugendtagen hier hängt, kommt Gesa in die Stube, wo Kerrin sich über den Kinderwagen beugt. Stella ist wach geworden und gurr.

»Na, dann kann ich wohl gehen«, sagt Kerrin und geht, noch bevor Gesa sagen kann, sie könne ruhig bleiben.

Gesa setzt sich mit dem Baby in den Sessel mit dem Rücken zum Bilegger und lässt die Wärme in sich hineinströmen. Stella fuchtel mit ihren winzigen Händen, gähnt und verzieht das Gesicht. Ein Wunsch hat sich erfüllt: Ihre Tochter sieht Matteo so ähnlich, dass allerletzte Zweifel (oder Hoffnungen, was Jochen betraf?) bezüglich des Vaters ausgeräumt waren. Der Gedanke an Jochen versetzt Gesa einen Stich, die Erinnerung an sein Gesicht, als er die Kleine zum ersten Mal sah. Aber welch ein Zauberkunststück der Natur, Matteo in

Stella wiederzufinden mit Haut und Haar. Zu wissen, dass er in diesem neuen Menschen weiterleben wird und ihr eigenes Leben begleiten, selbst wenn ...

Das Baby wird unruhig, beim ersten Jammerlaut fühlt Gesa ein Ziehen in der Brust, als hätte es dort an einer Schnur gerissen. Stella grapscht nach Gesa, tritt mit den Beinen in die Luft. Gleich darauf schnappt ihr Mund zu, saugt mit voller Kraft, die Brustwarze schmerzt. »Sachte, sachte, kleines Ungeheuer«, murmelt Gesa, »ich krieg dich schon satt.«

Hier in diesem Zimmer ist er zur Welt gekommen, ihr kleiner Stern, in der Neujahrsnacht, im Alkoven, dem Wandbett mit den himmelblauen Holztüren. Der Schneesturm raste ums Haus, sonst war es still, so still, als wäre die Welt ausgestorben. Matteo war nicht da, der hätte da sein sollen; Jochen war da, der nicht hätte da sein sollen. Beide konnten sie nichts dafür. Niemand kam mehr auf die Insel, ins Haus, niemand kam mehr aus dem Haus, von der Insel herunter. Es war Kerrins Schuld, dass sie alle zusammen hergekommen waren, Jochen und sie und die Kinder, weil Mutter gestorben war. Und dann doch nicht. Ja, auch Kerrin war da, bei Stellas Geburt, die Nervensäge Kerrin mit ihren rettenden Händen.

Gesa nimmt die Kleine vorsichtig von der Brust, legt sie an die andere. Ohne Kerrin hätte sie es nicht geschafft. Vermutlich wäre Stella gestorben. Vielleicht wären sie alle beide gestorben. Die Schwägerin hatte ein Wunder vollbracht, und bei jeder Gelegenheit erinnerte sie Gesa daran. Aber ohne Kerrins Fehlalarm wäre das Wunder gar nicht notwendig gewesen! Sie hätte ihr Baby in Hamburg bekommen, im Geburtshaus, mit dem sie selbst als Frauenärztin zusammenarbeitete, und zwar mit Matteo an ihrer Seite. Also waren sie mindestens quitt.

Mehr als drei Monate ist das her, der Winter ist ins Land gegangen, und sie ist immer noch hier. Alle sagen, sie muss